

5 1896

# Illustrirtes Wochenblatt

Beilage zum  
Wochenblatt für Bschopau und Umgegend.

## Die Geschwister.

Roman von Jeanne Mairat.

(Fortsetzung.)

Verdriel hatte in Bezug auf die Ofen-Angelegenheit von Zeit zu Zeit nach Limoges zu gehen; er kam von jedem dieser Besuche in einer Art fieberhafter Aufregung zurück und Luise begriff, daß er dann nicht in der Verfassung sei, um gleichgültige Fragen über das Porzellanbrennen des folgenden Tages oder über den Verkauf des Tages in Ruhe hinzunehmen.

Ungeduldig geworden durch seine sonderbaren Manieren, denn sie merkte ihm recht gut an, daß er einerseits nicht sprechen wolle, andererseits aber doch kaum an sich zu halten vermochte, rief sie eines Morgens: „Was ist Ihnen denn nur, Verdriel? Sie würden am besten daran thun, von der Leber weg zu reden!“

„O, Fräulein Luise! Fräulein Luise! Und indem er ihr gegenüber Platz nahm, fuhr er fort: „Ob es einem nicht wehe thun soll, wenn

man unser armes Haus stückweise zu Grunde gehen sieht, wenn man mit erleben muß, daß es sich gewissermaßen nach und nach auflöst, während in unserer nächsten Nähe nur alles gedeiht, sich vergrößert, Wunder wirkt! Ich habe zwei Stunden in der Fabrik des Herrn Durantin zugebracht; Du lieber Himmel, wenn Sie das sehen könnten! Ich habe dort einen Schulkameraden, der mir die ganze Anstalt zeigte — alles wird mit Dampf betrieben; der würde sich nicht wenig wundern, wenn er sehen könnte, wie hier ein Junge das Rad dreht und es auf diese Weise mühselig vorwärts bewegt. Ofen und Ofen, das ist eben gar zweierlei! Dort geht alles wie von selbst vorwärts und man braucht sich nicht weiter darum zu bekümmern; der Triumph, den die Leute über uns feiern, wird mich in meiner Nachtruhe stören; man muß nur die Töpferscheibe sehen, welche Herr Durantin jetzt hat neu machen lassen und durch die ohne jede Mühe den Gegenständen beliebige Form verliehen wird!“

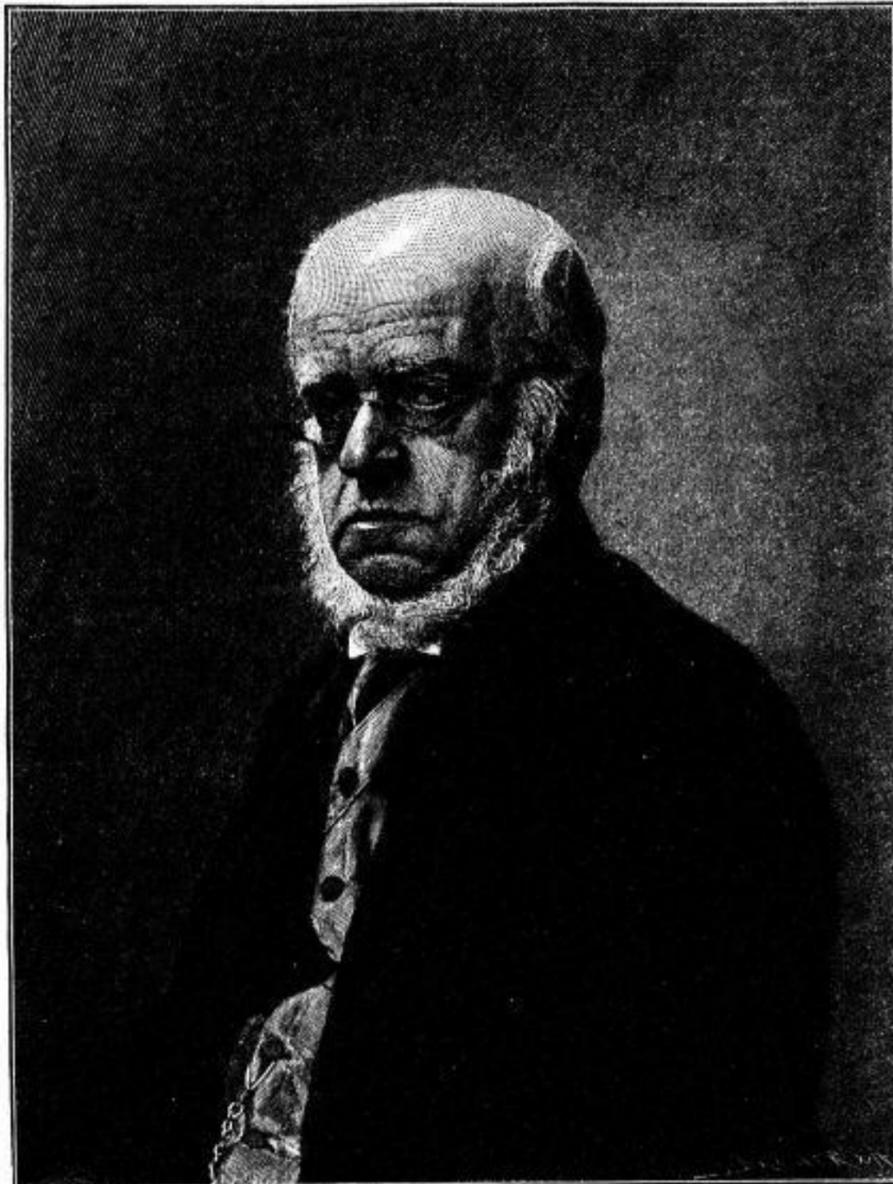
„Wozu sagen Sie mir das alles, mein armer Verdriel? Für uns kann es nun einmal weder Dampfmaschine noch ovale Töpferscheiben nach der neuesten Konstruktion geben. Alles, was wir verlangen, gipfelt in dem Wunsche, noch eine Zeitlang unser Leben dahinströmen zu können!“

„Sie sollten sich wenigstens

all diese Neuerungen ansehen, Fräulein, Sie, die Sie es so gerne haben, wenn die Dinge richtig gemacht werden. Wenn man nur durch die langen Reihen der Werkstätten dahinschreitet, in denen man malt, verguldet, die Stücke für den Brennofen vorbereitet, so bekommt man schon eine Ahnung des herrschenden Wohlstandes, eine Ahnung, die angenehm berührt; ich sah eine lange Reihe junger Mädchen, welche Teller und Schalen schmückten, große und kleine Stücke, und es hatte fürwahr den Anschein, als ob sie spielten. Herr Durantin hat seine Kunststecher, welche Blumen, Früchte und eine Menge anderer hübscher Dinge entwerfen; man legt dann die mit einer ganz besonderen Tinte imprägnierten Zeichnungen auf das Porzellan, die jungen Mädchen entfernen nach einer bestimmten Zeit mit einem kleinen hölzernen Pfropfen das dünne Papier und die Zeichnung bleibt in feinen Strichen auf dem Thone sichtbar!“

Luise antwortete nicht, traumbevangen lauschte sie dem Wieder- manne, der noch immer weiter sprach, die großen, wohlgehaltenen Ofen, die so zahlreich vertreten waren, schilderte, und mit Be-

stimmtheit nachwies, daß in diesem in vollem Aufschwunge befindlichen Hause, dessen Inhaber Millionen verdienen mußte, Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen ihr Brot finden. Luise dachte dabei an ihren von Tag zu Tag schlechter werdenden Brennofen, an die Schwierigkeiten, welche es bieten mußte, denselben durch einen neuen zu ersetzen, da ihre Mittel sicherlich nicht zu solcher Auslage reichen konnten; sie dachte an das unvermeidliche Ende, welches eintreten mußte in dem Augenblick, in dem der ohnehin schon so schwierige Kampf zur Unmöglichkeit ward, und in allererster Linie dachte sie an die Thatsache, daß sie schon sehr lange keine Nachricht von Camillo erhalten. Er hatte sich begnügt, ihr kürzlich einen in einer bedeutsamen Rundschau erschienenen Artikel zuzusenden, in dem über das junge Talent die schmeichelhaftesten Dinge gesagt waren, ohne jedoch seine Fehler zu verschweigen, trotz welcher man Herrn Camillo Devrilliers einen namhaften Platz unter den Schriftstellern der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts einräumte. — Der Kontrast zwischen ihren Beschäftigungen und dem Ruhme ihres Bruders trat ihr plötzlich mit schroffer Deutlichkeit zu Tage und that ihr sehr wehe. Zum erstenmal hatte sie das Gefühl einer grausamen Ungerechtigkeit des Schicksals, hegte sie



Adolf Menzel. Nach einer Photographie von C. Brasch in Berlin. (Mit Text.)

das Bewußtsein, daß auch derjenige eine Ungerechtigkeit begehe, welcher, zum Teil wenigstens, ihr nun die Leichtigkeit seiner Er- folge zu danken hatte.

Berdriel, welcher recht gut bemerkte, daß, während sie Arabesken auf ein Stück Papier zeichnete, sie ihm nur zur Hälfte zuhörte, schritt langsam auf die Thür zu; bevor er jedoch die Klinke derselben in die Hand nahm, blieb er plötzlich stehen und, sich seiner jungen Herrin zuwendend, sprach er mit gänzlich veränderter Stimme: „Herr Du- rantin hat mir vorgeschlagen, bei ihm als Werkmeister einzutreten!“

Erblässhend lauschte Luise diesen Worten, dann aber fragte sie ruhig: „Und Sie haben angenommen?“

„Fräulein Luise, solche Vermutung hätte ich von Ihnen nicht erwartet! So lange die geringste Möglichkeit vorhanden ist, das alte Haus aufrecht zu erhalten, werde ich meinen Posten nicht ver- lassen, gerade so wenig, wie ein Soldat in der Schlacht im Stande wäre, solches zu thun; es ist abgemacht, daß Sie dem Bauunter- nehmer schreiben, sobald wir in der Lage sind, unseren Ofen zu bauen; soweit meine Berechnungen gehen, muß es ja ohnehin ziem- lich bald geschehen können!“

„Ich will es hoffen, mein guter Berdriel und ich danke Ihnen für Ihre Aufopferung!“

Am Abend desselben Tages brachte der Briefträger ein Schreiben aus Paris. Wie sie ihn doch ungerecht beschuldigt hatte, ihren Camillo. Luise wollte das sehnsüchtig erwartete Lebenszeichen des geliebten Bruders erst öffnen, wenn nach vollbrachter Arbeit und genossenem schlichtem Imbiß sie allein sein und sich ganz der Glück- seligkeit werde hingeben können, die Worte zu lesen, welche der Abwesende ihr schrieb; es mußten diesmal deren viele sein, denn der Brief war außergewöhnlich umfangreich.

Ja, ein lauges Schreiben; nach ein paar zärtlichen Phrasen, die nicht ganz aufrichtig klangen, schrieb der junge Mann: „Du hast es gewiß schon erraten, meine Luise, daß dieser Brief der Ver- zweiflungsschrei eines bedrückten Herzens ist — wenn ich nicht so- fort tausend Francs erhalte, so bin ich verloren, vollständig ver- loren, ich habe dann elenden Schiffbruch gelitten und mit mir gehen all unsere gemeinsamen Hoffnungen zu Grunde! Die Er- folge, welche ich bisher errungen, versinken in nichts, denn Du mußt wissen, daß ich, eben weil ich bis nun vom Glücke begünstigt war, reich an Neidern und Feinden bin!“

„Wie solches Unglück über mich hat hereinbrechen können, wirst Du fragen, und ich will trachten, es Dir in wenigen Worten begreif- lich zu machen, und Du wirst mich retten — ich bin dessen gewiß!“

„Du, die Du so friedlich in dem alten, eintönigen Neste lebst, in welchem wir geboren,“ hieß es in dem Briefe Camillos weiter, „Du kannst Dir nicht vorstellen, was das Pariser Leben ist und mit welchen Anforderungen es an uns herantritt; der Erfolg meines Romanes hat mich in meiner Mansarde überrascht, in welcher ich klugerweise selbst dann noch geblieben war, als ich schon anfang, einiges Geld zu verdienen; das Aufsehen, welches jenes Buch her- vorrief, ein Aufsehen, auf das ich, nebenbei bemerkt, gar nicht ge- rechnet hatte, zwang mich, meiner Mansarde und dem mehr als ärmlichen Dasein, welches ich in derselben geführt, den Rücken zu wenden. Meine neuen Freunde — Du mußt wissen, daß der Er- folg mir solche zuführte — interessierten sich für die Instandsetzung meines Junggejellenheims; ja, sie thaten mehr noch, sie führten mich in die Welt ein, und wenn ich die Bescheidenheit einen Augen- blick zum Schweigen bringe, so muß ich gestehen, daß der gesell- schaftliche Erfolg dem litterarischen nicht nachstand, ja, ihn viel- leicht sogar übertraf! Ich gestehe, daß er mir den Kopf verdrehte; Dir, meine angebetete Schwester, Dir kann ich ja alles beichten! Als ich mich einigermaßen sammeln, wieder zur Ruhe der Arbeit zurückkehren wollte, da wußte ich nicht recht, wie ich dies anstellen sollte. Mit vierundzwanzig Jahren ist es eben schwer, ein Weiser zu sein. Wenn die Frauen mir zulächelten, wenn die Männer, durch meinen Ruhm angezogen, mich wohlwollend beschützten, fühlte ich nicht immer die Kraft in mir, ihnen Widerstand zu bieten. Ich schwöre Dir, daß ich mein möglichstes that, um es zu bewerk- stelligen; aber ich wurde doch weiter fortgerissen, als mir lieb und angenehm. Ich habe Schulden. Ich habe bei dem einen Geld aus- geborgt, um den anderen zu bezahlen und ich wage jetzt nicht mehr, weiter zu borgen. Um das Unglück zu vervollständigen, habe ich gespielt — was ich verloren, wäre nur eine geringfügige Kleinig- keit in den Augen jener Lebemänner, die sich meine Freunde nennen; mich aber drückt diese Schuld nieder, da sie sich mit an- deren paart — überdies muß sie binnen vierundzwanzig Stunden bezahlt werden, soll ich nicht — ehrlos dastehen!“

Luise las im Augenblick nicht weiter — mit zitternden Händen zählte sie die mit eifersüchtiger Sorgfalt bis nun gesparten Bank- noten — die tausend Francs waren nicht vollzählig — sie besaß deren nur achthundert. Konnte Camillo aber auch nicht tausend Francs ausborgen, so würde er vielleicht doch jemanden finden, der ihm zweihundert zur Verfügung stellte, oder er konnte etwas

verkaufen — so sagte sie sich, über die Gedanken erschreckend, welche in ihrem Kopfe auf und niederwogten; dann trachtete sie wieder, sich zu zerstreuen, suchte nach dem Siegellack, dessen sie bedurfte, um den rekommandierten Brief zu versiegeln. Das Postbureau war noch nicht geschlossen und selbst, wenn dies der Fall, so wollte sie sich zu der ihr bekannten Postmeisterin begeben und glaubte überzeugt sein zu dürfen, daß der Brief gewiß noch abgehen werde; Camillo hatte dann, wenn er ihn erhielt, immer noch einige Stunden Zeit vor sich, und sie dachte nur an ihn, wollte nur an ihn denken.

Da sie aber ein paar Worte niederschreiben mußte, welche sie der Sendung beigegeben wollte, verschleierten sich ihre Augen und ihre armen, zitternden Hände versagten ihr den Dienst — es war ihr zu Mute, als unterzeichne sie ein Todesurteil.

„Ich schicke Dir alles, was ich habe, mein Camillo, alles, ver- steht Du das? Diese für Deine Bedürfnisse ungenügende Summe, die auch noch ungenügend ist für den Gebrauch, welchen ich davon machen wollte, sollte sich nach und nach mehren und dazu dienen, den Ofen zu bauen, welchen ich für die Fabrik benötige. Da ohne denselben die arme alte Fabrik vielleicht nur mehr wenige Monate wird bestehen können, so ist es das Leben des alten Hauses, wel- ches ich mit diesem Gelde in Deine Hände niederlege. Ich muß Dir nun alles sagen. Seit langem schon, ja seit dem Beginn Deiner Pariser Existenz habe ich Dir fast alle Einkünfte gesendet und mir mir gerade genug zurückbehalten, um nicht vor Hunger sterben zu müssen und um den dringendsten Bedürfnissen der Fabrik nach- kommen zu können. Der Ruin, welchen Berdriel voraussagte, den ich noch hinauschieben zu können hoffte, ist damit, daß ich Dir diese Summe Geldes sende, unabweislich geworden; ohne die arm- seligen Kassenscheine, welche ich Dir übermittle, hört die Möglich- keit, weiterzukämpfen, auf. Ich werde trachten, den Mut zu be- wahren — strebe Du Deinerseits, jetzt, wo Du den Erfolg ge- funden hast, auch danach, es Dir einzuteilen, daß dieser Erfolg genüge. Was mich betrifft, nun, ich liebe Dich und glaube, daß, seit ich zur Erkenntnis meiner selbst gekommen bin, ich nie anderes gethan; zuweilen besürchte ich, daß ich Dich zu sehr geliebt — aber das läßt sich nun nicht mehr ändern und ich werde stets bleiben, was ich gewesen bin Dein Schwesterchen.“

Es war bereits finster, als Luise, vor Erregung zitternd, fast im Laufschrift in die Fabrik zurückkehrte, nachdem sie ihren Brief auf der Post hatte einschreiben lassen.

Als sie an dem Bureau vorüberging, stieß sie mit Berdriel zu- sammen, der eben ausgehen wollte; er hatte das Licht noch nicht ausgelöscht und der Schein desselben fiel auf das bleiche, fassungs- losige Gesicht des jungen Mädchens.

„Fräulein Luise, was ist geschehen, ein Unglück?“

„Ja, Berdriel, ein schweres Unglück!“

Ohne ihr die Zeit zu lassen, ihm zu ent schlüpfen, zog Berdriel seine junge Prinzipalin fast gewaltsam in sein Arbeitsbureau. — Es war dies ein niederer Raum, dessen Wände einzustürzen drohten, eine schirmlose Lampe warf ihr gresles Licht auf die über den Tisch zerstreuten Gegenstände und als Berdriel einen Blick in das schmerz- bewegte Antlitz seiner jungen Herrin warf, überkam ihn ein bei- läufiges Vorgefühl dessen, was ihm entfällt werden sollte.

„Und nun sagen Sie mir, was all das zu bedeuten hat!“

Luise dachte nicht daran, den herrischen Ton Berdriels übel zu nehmen. Alles mußte ja doch einmal gesagt werden, und sie ver- langte nichts Besseres, als dies gleich thun zu können.

„Camillo hat gespielt und verloren — eine Ehrenschuld muß immer bezahlt werden, selbst wenn das Glück der Familie darüber zu Grunde geht! Ich habe ihm alles geschickt, was ich hatte — verstehen Sie mich? Alles!“

Berdriel stieß eine fürchterliche Verwünschung aus und gab sich auch nicht einen Augenblick die Mühe, dieselbe zu unterdrücken; dann starrten sich die beiden schweigend an, nur war das junge Mädchen bleich — sehr bleich. Und die sehnigen Hände des Arbeiters zitterten.

„Das also soll das Ende von allem sein?“

„Ja, das Ende von allem! Es giebt nichts mehr zu kämpfen.“

Sie sprach mit Schwierigkeit, als sei ihr die Kehle zusammen- geschnürt, oder die Zunge zur Hälfte gelähmt. So viel Mut ge- zeigt zu haben, sich mit einfachem, natürlichem Edelmut geopfert zu haben, um das Haus zu erhalten, dem ein anderer den Gnaden- stoß versetzte — das war bitter. Und welcher andere noch dazu war es, der die alten Mauern zertrümmerte und damit jede ihrer Hoffnungen begrub? Es war hart.

Berdriel wollte sprechen — statt der Worte aber kam nur lautes Schluchzen über seine Lippen. Der rauhe Mann, der Mann, wel- cher seine Eltern hatte sterben sehen, und als man ihn darob trösten wollte, ruhig entgegnet hatte: „Mein Gott, sterben müssen wir ja doch alle!“ Der Mann, welcher sein Herz nie bei der An- näherung einer Frau höher hatte schlagen fühlen, dieser Mann weinte gleich einem Verzweifelten. Es war ihm ganz einerlei, ob man es sah; der Gegenstand, welchen er mit Leidenschaft geliebt,

war  
klar  
fast  
gehö  
hier  
Straf  
muß  
jag  
doch  
zu d  
sterb  
scher  
er r  
Fabr  
Geld  
bevo  
kann  
läßt  
noch  
liche  
Geld  
weit  
doch  
der  
Chre  
schei  
Sie  
gege  
aller  
was  
der  
wider  
habe  
dafür  
mach  
Berd  
joni  
Vor  
weiß  
desh  
ipre  
Ich  
gebr  
gelo  
seine  
Leut  
nich  
imm  
jene  
Sie  
ren  
Phr  
hat  
ziehe  
nich  
Här  
gewi  
zu r  
er m  
Gan  
Frei  
hat  
Höc  
bege  
küm  
das  
und  
blei  
nach  
er,  
die

war dem Sterben nahe — das war das einzige, was er sich mit klarem Bewußtsein sagte.

„Mein armer Berdriel! Mein armer Berdriel!“ sprach Luise fast mechanisch.

„Jetzt sind es mehr denn vierzig Jahre, daß ich der Fabrik angehöre; ich war ein zehnjähriger Junge, als mich der Herr nahm; hier habe ich tüchtig gearbeitet — man setzt immer seine volle Kraft ein für das, was man anbetet. Wenn ich mich darein finden mußte, das Haus von Jahr zu Jahr bergab gehen zu sehen, so jagte ich mir eben doch, daß, so schwach dasselbe auch sei, es sich doch auf mich stützen könne und ich es aufrecht halten werde bis zu dem Tage, an welchem die ins Leben gerufene Eisenbahn der sterbenden Fabrik neue Kraft einhauche. Und nun kommt ein hübscher Junge daher, der in Paris ein lustiges Leben führen will, er rührt das Herz der Frau, die unglücklicherweise die Herrin der Fabrik geworden war und in ihren allzu schwachen Händen die Geldbörse verwahrt. Da muß freilich das Haus zu Grunde gehen, bevor die Stunde der Befreiung geschlagen.“

„Nein, Fräulein, nein, lassen Sie mich zur Post laufen, es kann noch nicht zu spät sein, sprechen Sie, o bitte, sprechen Sie!“

„Der Brief ist eingeschrieben, Berdriel, er wird abgehen! Es läßt sich an der Sache nichts mehr ändern, und selbst wenn es noch möglich wäre, würde ich nicht ein Glied rühren!“

„Nun, was nützt dann das Wehklagen? Wenn sich auch möglicherweise Ihre Thorheit wieder gut machen ließe, wenn man das Geld für den Ofen ausleihen könnte — wenn man die Dinge so weit in stand setzte, daß sie eine Zeitlang fortgingen, es wäre ja doch alles umsonst. Der einen Ehrenschild folgt eine zweite; in der Welt, in welcher Herr Camillo sich bewegt, nennt man Dinge Ehre, welche im Grunde genommen ehrlos sind!“

„Ich bedaure nichts — und müßte ich nochmals vor der Entscheidung stehen, ich würde es nochmals thun!“

„Dacht' ich's doch! Da Sie es durchaus wollen, so ertrinken Sie denn! Nein, ähnliche Verblendung hat es noch nie im Leben gegeben! Sie wollten heiraten, Sie wollten ein Weib werden gleich allen anderen, Sie wären eine tüchtige Hausfrau geworden; aber was kümmert Sie all das, wenn es sich um einen Bruder handelt, der die Lust in sich verspürt, den großen Herrn zu spielen, dem es widerstrebt, gleich anderen Menschen der Pflicht zu leben! Sie haben alles hingeworfen für jenen Gelbschnabel und Sie sind schön dafür belohnt, nicht wahr? Versprechungen wird er Ihnen gemacht haben, ja freilich — aber hat er eine einzige davon gehalten? Vermutlich sagte er Ihnen, daß, wenn er mit seinen Versen und sonstigem Geschreibsel Erfolge ernten werde, auch Ihnen daraus ein Vorteil erwachsen solle. Wie Sie mir sagen, hat er Erfolge aufzuweisen, man druckte seinen Namen in den Zeitungen und sind Sie deshalb glücklicher oder reicher geworden? Lassen Sie mich endlich sprechen, lassen Sie mich sagen, daß der Zorn mich zu ersticken droht. Ich habe das Recht, zu reden, denn Sie haben mich zum Weinen gebracht. Einmal im Laufe von vier Jahren ist er auf den Einfall gekommen, Sie zu besuchen — er verachtet Sie, wie er Sanct Lucas, seinen Geburtsort, wie er die Fabrik, die ihn genährt, die braven Leute, welche ihn liebten, immer verachtet hat — und wir sind noch nicht am Ende aller Dinge. Er wird Sie noch weiter, er wird Sie immer grausamer leiden lassen, jener Camillo, welchen Sie anbeten, jener große Mann, der kein Herz hat. Sie bilden sich ein, daß er Sie liebe? Thorheit das! Er bedurfte Ihrer, als er noch keine anderen Bewunderer hatte, er wird Sie auch noch weiter mit schönen Phrasen beglücken, bis er Ihnen Ihr letztes Stück Brot abgerungen hat — dann, wenn er in keiner Weise mehr aus Ihnen Vorteil zu ziehen im stande ist, dann wird er Sie vergessen oder, wenn er Sie nicht ganz vergißt, über Sie erröten, und das wird Ihnen das Härteste sein. Haben Sie deshalb einen ehrlichen Mann von sich gewiesen, dessen ganzes Streben darin bestanden hätte, Sie glücklich zu machen, und der sich mit einer anderen verkuppeln ließ, welche er nicht liebt und die für ihn keine Reizung im Herzen trägt? Das Ganze ist fürwahr eine verfahrenene Geschichte!“

„Berdriel! Berdriel! Ich dachte, Sie hätten einen Funken von Freundschaft für mich!“

„Ich — ich betete das Haus an, welches aus mir das gemacht hat, was ich geworden bin! Sie haben getötet, was mir das Höchste war und verlangen, daß ich auch noch Mitleid für Sie hege — für Sie und für Ihren Thunichtgut von Bruder? Das können Sie nicht im Ernste fordern!“

Luise antwortete nicht, sie besaß nicht die Kraft dazu und hatte das Gefühl, als ob ihr schlecht werden müßte.

Gleich einem wilden Tiere stürmte Berdriel im Gemache auf und nieder, dann blickte er seine junge Herrin an, sah, daß sie bleich und erschreckt sei und ein momentanes Zaudern erfaßte ihn; nachdem er noch ein paarmal im Bureau auf und abgestürzt, trat er, scheinbar ruhig geworden, vor sie hin und setzte sich dann an die andere Seite des Tisches.

„Hören Sie mich an, Fräulein Luise und verzeihen Sie mir, wenn ich etwas zu weit gegangen —. Nun, lassen wir es gut sein, alles Uebel rührt von Ihrem guten Herzen her, geht aus der Thatfache hervor, daß Sie unumschränkte Herrin sind, was für eine Frau nie viel taugt; wenn dem Hause ein Mann vorgestanden haben würde, der die Kraft gehabt hätte, „Nein“ zu sagen und den Klagen des Herrn Poeten gegenüber taub zu sein, so wäre all das nun und nimmer geschehen!“

„Sie wollen mir also einen Gatten vorschlagen, mein guter Berdriel?“ sprach Luise mit mattem Lächeln.

„Ja, Fräulein, ja, allerdings!“

Aber es schien ihm schwer zu werden, weiter zu sprechen, und Luise betrachtete ihn, befremdet durch seine ungewohnte Verwirrung.

„Nun, und wer ist er denn, dieser Gatte?“ fragte das junge Mädchen lächelnd.

„Ja, jung ist er nicht, schön auch nicht, ein Arbeiter, ein Bauer gewissermaßen, aber dabei ein Mann, welcher Ihnen volle Freiheit ließe, der Sie nicht zu sehr in Anspruch nehmen würde, ein Mann, der nur an die Fabrik dächte und an deren Aufschwung, wenn ein solcher sich überhaupt noch bewerkstelligen läßt. Wollen Sie denn nicht erraten, Fräulein? Ich wage kaum deutlicher zu werden, denn ich weiß recht gut —“

Luise blickte ihn jetzt mit dem Ausdruck wahren Entsetzens an; instinktiv wich sie vor ihm zurück. Berdriel heiraten — sie! Nicht ohne Mühe und erst nach einer langen Pause stammelte sie endlich: „Ich zürne Ihnen nicht, Berdriel; Sie glaubten, das Rechte zu thun! Sie wollten das Haus heiraten und haben dabei ein klein wenig vergessen, wer ich bin; ich verzeih' es Ihnen, aber bedingungsweise! Sie dürfen nie mehr die leiseste Anspielung auf eine Unmöglichkeit machen!“

Berdriel erhob sich steif und starr, ins Herz getroffen; nicht, als ob er für Luise auch nur die flüchtigste, romantische Reizung gehabt, er war dessen unfähig, aber er hatte von sich selbst eine sehr hohe Meinung; man wird nicht durch die Arbeit allein ein feinen Vorfahren überlegener Mensch, ohne eine sehr hohe Meinung von den eigenen Fähigkeiten zu erlangen. Luise sah in ihm nur einen Arbeiter, einen schlichten Landmann, und das verzieh ihr Berdriel nie.

„Ich hatte mich getäuscht, Fräulein Luise, verzeihen Sie mir und sprechen wir nie mehr davon!“

Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Ich hatte Ihnen von dem Vorschlage des Herrn Durantin gesprochen; morgen werde ich nach Limoges gehen, um ihm mitzuteilen, daß ich denselben annehme — man wird meiner hier jetzt nicht mehr gar sehr bedürfen!“

Er verließ sie also. Luise fühlte, wie ihr die Thränen in die Augen traten; sie wußte, daß dies das Ende von allem sei, aber sie sprach einfach und natürlich: „Es steht Ihnen frei, Berdriel, zu thun, was Sie als recht ansehen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Potsdamer Leibgardist.

Erzählung von Carl Cassau. (Nachdruck verb.)

In dem Flügel des königlichen Schlosses zu Potsdam, den Se. Majestät bewohnten, herrschte große Stille: König Friedrich Wilhelm I. saß in seine schlichte Uniform der Leibgarde gekleidet im Lehnstuhl, die Füße aber steckten trotz der militärischen Anschauung des Herrschers nicht in Stiefeln, sondern in weichen Filzpantoffeln, während eine warme Wolldecke seine und Kniee umhüllte, denn Se. Majestät litten wieder einmal sehr durch einen seiner gewöhnlichen Anfälle von Podagra.

In solchen Augenblicken pflegte der von Natur schon reizbare Monarch noch reizbarer und aufgeregter zu sein.

Er schien auch verdrießlich werden zu wollen, als er das Zimmerantlitz seines Kammerlakaien erblickte.

„Na, was ist ihm denn?“ polterte der König, „Er zieht ja ein Gesicht als wie sieben Tage Regenwetter!“

„Ach, Ew. Majestät,“ entgegnete der allzeit Uermüdlige, „es ist auch zu arg!“

„Wie? Was? Sprech Er sich aus!“

„Ew. Majestät, meine Frau —!“

„Was ist's mit ihr?“

„Sie liegt im Lekten!“

„Na, da hat Er unbeschränkten Urlaub! Er soll mir den Schröder, Seinen Gehilfen, schicken, der weiß am besten mit dem verflixten Podagra Bescheid! — Braucht Er Geld? Dort in der Ecke steht ein Sack, zähle Er sich gewissenhaft dreißig Thaler ab!“

„Ach, Ew. Majestät Güte sind —!“

„Nicht räsonnieren! Schicke Er Schröder! Adieu!“

Der Diener ging, und Schröder trat ein.

Der König, ein mittelgroßer, sehr korpulenter Herr, verzog eben das Gesicht sehr schmerzlich, als der Erzählmann eintrat.

„Guten Morgen!“ nickte der König. „Schröder, Er weiß ja Bescheid! Rolle Er meinen Stuhl an das Fenster!“

Es geschah, und Friedrich Wilhelm konnte nun auf den Platz vor dem Schlosse sehen. Diesen begrenzten die in holländischer Manier erbauten roten Ziegelhäuser, worin seine Leibgarde anstatt in einer

Kaserne wohnte. Manche von diesen Häuschen waren von Soldatenfamilien, manche von unverheirateten Gardisten bis zu je vieren bewohnt. Sie hatten bessere Löhnung, durften keinen Branntwein trinken und sich nicht nebenbei mit gewöhnlichen Arbeiten beschäftigen. Bevorzugte durften Handel treiben.

„Was ist die Uhr?“ fragte der König, rasch einen Blick auf den noch leeren Platz werfend.

„Es ist neun Uhr, Ew. Majestät!“

„Dahaben wir noch eine Stunde Zeit bis zur Parade meiner blauen Kinder! Sehe Er zu, wer sich im Vorzimmer befindet!“

Der Diener ging und meldete zurückkehrend: „Se. Hoheit, der Fürst von Anhalt, Excellenz!“

„Eintreten!“ Das Bild eines echten Soldaten, schritt der alte Dessauer, eine wetterfeste Gestalt, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, ins Gemach, der König aber streckte ihm die Rechte entgegen und sagte herzlich:

„Das böse Zipperlein hat wieder einmal die Herrschaft über den Willen davongetragen; ja, ja, Anhalt, das macht der Franzwein!“

„Ew. Majestät glauben?“

„Die Pfaster-

schmierer sagen es ja, da wird wohl ein Körnchen Wahrheit an der Sentenz sein! — Wvropos, hat Er bereits von Pieter Höcht vernommen?“

„Dem neuen Leibgardisten?“

„Natürlich! Die Generalstaaten haben ihn mir als Präferat verehrt!“

Ein tüchtiger Kerl?“

Der König, nun im vollen Fahrwasser, nickte vergnügt und bemerkte: „Ein fixer Soldat, kann Karriere machen, habe ihm auch eine außerordentliche Monatszulage von fünfzehn Thalern stipuliert, obwohl er nach dem Flügelmann, Leutnant v. Masenapp,

erst der dritte Mann ist!“

„Ew. Majestät, es scheint auch nicht alle Tage Masenapps!“

Friedrich Wilhelm I. lachte herzlich: „Das hat Er gut gesagt, Anhalt, und Er hat auch recht! Ist jedoch eine wohlgeordnete Institution von unserem Herrgott, sonst würde die Potsdamer Riesengarde, die Zierde der preussischen Armee, bald zu etwas Ordinärem herabsinken, und jeder Fürst würde ein Ries-Leibbataillon besitzen! Er soll den in Wahrheit Herkules genannten Kerl sehen, der nebenbei von einem beispiellosen militärischen Enthusiasmus befeelt ist!“

„Gepreßt oder aus freiem Willen, Ew. Majestät?“

Des Königs Stirne ward traurig, dann klang es ernst: „Gepreßt? — Ich habe ein Exempel an dem von Hompeich in Jülich statuiert und hoffe, daß so etwas nicht mehr vorkommen soll! Uebrigens ist Pieter Höcht Soldat aus Neigung! Schwärmenicht für gelehrten Krimskrans, Anhalt, aber die Lateiner sagen:

„Non en est omen!“ — Bei Pieter Höcht trifft das zu!“

„Desto besser, Ew. Majestät!“

Der Monarch

flingelte und gebot dem rasch eintretenden Schröder: „Der Gardist Pieter Höcht soll parademäßig erscheinen!“

Der Befehl ward schleunigst vollzogen. Noch plauderten König und Fürst von inneren Staatsangelegenheiten, als Schröder melden konnte, Pieter stehe im Vorzimmer. „Eintreten!“ befahl der König.



Zifers Frühshoppen. Von F. Kleinsmidt. Verlag der Photogr. Anlon, München. (Mit Text.)

to be- auch- ritten- naps, brette- dichte- t alle- lasse- 6 SSil- ladte- Das- mit ge- nhalt, it and- lebod- georb- titution- eeren- sonst- 88ots- thelen- ; Ster- ertentli- tyme, ethone- in ber- and- rhuir- kliesen- rillon- Gr soll- hphreit- ge- Gerl- neben- einem- losen- liden- sinus- t? — t? — an- ein- an- Son- Millch- und- so- nicht- ortom- i Leb- ggeler- Solbat- igung; i- nenicht- eheten- rums, herbie- lagen: en — 9ei- Schrit- & gut!- o beher, schatt- onarsh- wardish- Könia- melben- König.



Die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871. Aus: „Die Hohenzollern“ vom Vaterland. Buchverlag H. Naumburger in Dresden. (Mit Text.)

Ein mehr als sechs preussische Schuh langer Niese in der Uniform des königlichen Leibregiments schritt darauf in das Gemach, stand militärisch „Vor-Euch“ machend da und präsentierte das Gewehr. Er sah respektabel aus in dem blauen, rotbesetzten Rock, der langen weißen Bifeische, den dito Kniehosen und den hohen Gamaschen aus grauer Steifleinwand; auf dem wohlbezopften Haupte prangte die hohe Grenadierklappe mit dem blanken Schilde, an der Seite hing der glänzende Säbel, rechts und links die großen, gelackten Patronentaschen an weißen Lederbandelieren. Ernst und furchtlos blickten die dunklen Augen drein.

Es war ein Prachtkerl.

„Gewehr bei Arm!“ Kommandierte der König. „Rehrt!“

Die Rückseite des Niesens präsentierte sich den beiden Kennern ebenso tadellos; Tornister und Mantel waren wohlgepackt, die übergeknapften Zipfel des Rockes zeigten das rote Unterfutter; die Gestalt des Mannes war wirklich herkulisch gebaut.

„Rehrt! Gewehr bei Fuß!“ lautete des Königs weiterer Befehl.

Da stand er, wie aus Erz gegossen.

„Bist Du zufrieden?“ fragte der König.

„Ja, Ew. Majestät!“

„Hast Du gerechte Beschwerden anzubringen?“

„Rein, Ew. Majestät!“

„Tritt an jenen Sack und nimm Dir zwei Reichsthaler heraus!“

„Zu Befehl, Ew. Majestät!“ — Er that es ohne Zögern.

„Gewehr auf und bei Arm!“ — Es ward präzise vollführt.

„Nun kannst Du gehen! Rehrt, marsch!“

Der Gardist verschwand.

„Was sagt Er nun?“ wandte sich der König zum Fürsten herum.

Der alte Dessauer hatte heimlich eine Briese genommen, er lächelte und sagte: „Sehr gut!“

„Nicht wahr? Will Er statt meiner die Parade abnehmen?“

Das war eine große Ehre.

„Zu Befehl, Ew. Majestät!“ lautete darum auch die Entgegnung.

Der alte Sandegen küßte des Königs Hand, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und ging, Friedrich Wilhelm aber blickte mit Interesse auf das militärische Schauspiel der Parade, welches sich jetzt auf dem Schloßplatze in gewohnter Weise vollzog.

Es war einen Monat später und um die beste Jahreszeit. Se. Majestät bereisten Pommern. In ihrer Begleitung befanden sich der Minister Bodewills und ein Sekretär, sowie der Kammerdiener. Nirgends ging es dem Könige schnell genug, denn er mußte, unermüdetlich in der Arbeit, alles selbst sehen, selbst beurteilen.

Man kam in einen Flecken, wo die Postpferde gewechselt werden mußten. Se. Majestät waren unwillig ob eines unvorhergesehenen Aufenthaltes. Da bemerkten des Königs scharfe Augen auf dem Posthofe ein Frauenzimmer, schön, aber nach der geübten Schätzung des Königs über sechs Fuß lang.

„Schade,“ murmelte der Monarch, „daß sie kein Mann ist!“

Der Postmeister stand mit der Mütze in der Hand vor dem offenen Schlage.

„Wer ist die Frauensperson?“ fragte der König.

„Eine Witwe, Ew. Majestät, die ich groß gezogen habe, Katharina Dolzig mit Namen!“

„Die Eltern?“

„Waren arme Tagelöhner!“

„Auch so groß?“

„Zu Befehl, Ew. Majestät!“

„Wirklich?“ — Es klang erfreut.

„Die Person herbeordern!“ befahlen Se. Majestät.

Die Dirne trat befangen an den Schlag.

„Wie alt ist Sie?“ forschte Friedrich Wilhelm.

„Zweiundzwanzig!“

„Da wird es Zeit, daß Sie heiratet! Was meint Er, Bodewills?“

„Allerdings, Ew. Majestät!“

Die Dirne schwieg verlegen stille.

„Nun, will Sie nicht?“ lachte der König. „Die Frauenzimmer heiraten doch alle gern!“

„Ach,“ klagte nun jene, „mich will keiner!“

„Warum nicht?“

„Ich bin allen zu — lang und — zu arm!“

„Sah! Ich weiß eine Partie für Sie! Hat Sie Neigung, einen großen Mann zu heiraten? Die Aussteuer übernehme ich, der König von Preußen!“

Katharina Dolzig bekam einen Schrecken, der ihr die Zunge lähmte.

„Nun?“ forschte der König.

„Ja!“ hauchte das Mädchen.

„Nun wohl, ich werde ihn zu Ihr schicken, wenn er heiraten will!“

Jetzt meldete der Postmeister, daß alles in Ordnung sei, der König nickte, der Postillon blies seine Fanfare, und der Reisewagen fauste dahin. — Se. Majestät zogen nun aus der Tasche des Wagens ein kaltes Duhn, Butterbrot, eine Flasche Wein nebst Messern

und Gabeln. — Bodewills erhielt die Ordre, die Flasche zu entorken, der König aber teilte geschickt das Duhn auf einer Tablette, die er auf den Rücksitz neben sich gestellt und sagte: „Lange Er zu!“

Der Minister mußte die silbernen Mundbecher vollschenken und Se. Majestät tranken ihm gnädig zu. — Der Staatsmann mußte nachkommen, dabei meinte Friedrich Wilhelm so beiläufig:

„Was glaubt Er, Bodewills, sollten so große Leute wohl stets große Kinder ihr eigen nennen?“

Bodewills zuckte die Achseln und erwiderte: „Ew. Majestät, bin darin zu sehr Laie, als daß ich ein maßgebendes Urteil besäße; Herr von Gundling wird das besser wissen!“

„Meint Er?“ — Der Monarch war sichtlich erfreut. Die Reise verlief zu seiner vollsten Zufriedenheit; vierzehn Tage später befand man sich wieder in Potsdam.

Im Zimmer des Tabakskollegiums, das in seiner Einrichtung einer großen holländischen Küche ähnelte, waren die Diener beschäftigt, die Talglücker anzuzünden, Krüge mit starkem Ducksteiner Bier nebst Bechern, Teller mit Tabak und Holländer Kalkpfaffen nebst Kupferpfannen mit glühenden Torfstöhlen auf die einfachen Tische zu stellen, woran Holzbänke ohne Lehnen gesetzt waren und für den König den Holzstuhl hinzuschieben. Auf einem Nebentische ward Butter, Brot, Braten und Schinken und die nötigen Sachen zum Essen plaziert; hier mußte sich jeder selbst bedienen, wer Hunger bekam. Dann erschienen die Gäste, einzeln und zu zweien, der alte Dessauer, von Grumbkow, von Gundling, der Spasmacher, von Dönhoff, von Sadow, von Gersdorf und von Jürgas. Zuletzt erschien der König. Waren alle Teilnehmer dieser Abendgesellschaft mit Bier und Pfeifen versehen, dann gingen die Diener ins Vorzimmer.

Majestät sagten einfach: „Guten Abend, meine Herren!“ Er rückte mit dem Sessel, ließ sich von Anhalt beim Anzünden der Pfeife bedienen, hob dann den Becher und rief mit kräftiger, sonorer Stimme: „Auf das Wohl der Herren!“

Die Gäste kamen nach und erwiderten: „Auf das Wohl Ew. Majestät!“ Nun begann die ganz ungenierte Unterhaltung, zu welcher der König aber nachdenklich schwieg. Man suchte Herrn von Gundling zu hänseln, der aber war gewandt genug, sich mit Spitzfindigkeiten aus der Affaire zu ziehen, so daß mancher Witz belacht ward.

Da begann der König: „Habe gestern wieder einem Weibsbilde hier in Potsdam vom Büttel die fremdländischen Kattunröcke abreißen lassen müssen! Was meinen die Herren, sollte sich unsere heimische Leinwand-Industrie nicht heben?“

„Mit Verlaub,“ entgegnete Leopold v. Dessau, an den diese Apostrophe durch einen Blick des Königs in erster Linie gerichtet schien, „ich bin zu sehr Soldat und verstehe mich nicht auf derlei Feinesen!“ Von Grumbkow fügte bei: „Für die Leinwand-Industrie muß es ja ein Impuls sein, daß fremdländische Ware verboten ist!“

„Nicht wahr?“ meinte der König. „Wie blüht durch ähnlichen Schutz unsere Tuchweberei!“

Von Gundling, dem als quasi Hofnarr ein freieres Wort erlaubt war, lachte und sagte: „Ich kenne noch mehr, was verpönt ist, und doch gekauft wird, z. B. der Kaffee; und doch trinken ihn die Frauenzimmer mit Vorliebe heimlich!“

„Und klatschen!“ fiel der König ein. „Will Er damit sagen, daß man mein Gebot nicht achtet?“

„Ganz gewiß, Majestät!“

Der Monarch stieß den langen Rohrstoß heftig auf die Dielen: „Dann soll ein vandalisches Wetter die Unholdinnen zerschmeißen!“

Man blickte ernst, der König aber sprang ab und auf:

„Gundling, Er ist ja sonst nicht auf den Kopf gefallen und als Präses meiner Akademie der Wissenschaften — alle lachten laut auf — frage ich Ihn, was hält Er von der Ehe der Großen?“

„Daß sie meist faul sind, Ew. Majestät!“ lautete die belachte Antwort. „Man heiratet Titel und Vermögen, das Herz aber —“

„Silentium, meine Herren!“ rief Friedrich Wilhelm. „Er hat mich nicht verstanden, Gundling, ich meine nicht die Ehen vornehmer, sondern langer Leute!“

Gundling schwieg, von Gersdorf aber meinte: „Mit Verlaub, ich denke, daß es darüber keine Regel giebt! Kenne lange Eltern, die winzig kleine Kinder hatten und kleine Menschen, bei denen es diametral entgegengesetzt war! Es ist ein Spiel der Natur!“

„Bah,“ lachte jetzt Gundling, „die Regel ist, soviel ich weiß, groß zu groß, giebt groß, Art läßt nicht von Art! Ist es nicht bei Pferden und anderen Tieren längst erwiesen?“

„Aber die Menschen sind keine Tiere,“ fiel hier von Jürgas ein, „redet nur mit der Frau Liebsten dergleichen, so wird sie Euch derb ablaufen lassen!“

Leopold von Dessau aber brummte: „Hab ich solch ein gutes Ducksteiner, so ist es mir ganz gleich, ob die Becher klein oder groß, wenn's nur reicht!“ — Alles lachte.

Da trat der Diener ein und flüsterte dem König etwas zu.

„Köfpler?“ rief der König erfreut. „Eintreten, sofort!“

in  
ba  
gel  
m  
Ro  
kö  
ma  
abt  
Ge  
das  
Ehe  
ihr  
lins  
anft  
Ger  
frie  
Sau  
Sor  
die  
an  
Bri  
Thä  
ertra  
geb  
wand  
Anha  
sonst  
D  
W  
nicht  
die p  
bedier  
den S  
dabon  
voll  
D  
sonst  
D  
gerade  
U  
M  
De  
Majest  
U  
Es  
schaft  
ein M  
"R  
"S  
"E  
Derrga  
Er  
nichts  
und A

Der berichtigte Hauptmann und Werber überschritt die Schwelle und nahm eine respektvolle Stellung ein.

„Na, da ist Er ja!“ rief der König gut gelaunt. „Hat Er Leute?“

„Ja, Ew. Majestät, vier Kerle, stark wie die Bären!“

„Alles glatt?“

„Alles, Ew. Majestät!“

Se. Majestät drohten mit dem Finger: „Er hätte mir neulich bald den langen Quanz, den Gesellschafter meines Kronprinzen, aufgehoben! Verdammter Streich! Daß Er mir vorsichtig ist! Na, muß doch mit ihm! Gute Nacht, meine Herren!“

„Gute Nacht, Ew. Majestät!“ tönte es im Chor.

Fünf Minuten später tranken die Diener die Reste des guten Bieres.

Es war ein Jahr später. \* Pieter Höcht war bereits zum Korporal avanciert und der entschiedene Liebling des Spartanerkönigs geworden. — Heute genoß er sogar den Vorzug, vom Hofmaler in Lebensgröße mit anderen Kameraden der Leibkompagnie abkonterfeit zu werden. Das Atelier befand sich wie bei solchen Gelegenheiten stets in der Galerie des Schlosses.

Se. Majestät nahmen eben in Gesellschaft des alten Dessauers das Bild ihres Lieblings-Leibgardisten in Augenschein.

Pieter Höcht stand im Vor-Euch das Gewehr präsentierend da.

„Gewehr bei Arm!“ hieß es. „Wie geht's, Pieter?“

„Es geht uns gut, Ew. Majestät!“

„Was bringt der gestattete Kleinhandel ein?“

Friedrich Wilhelm hatte diesen als besonderes Benefizium den Eheleuten Höcht bewilligt. Katharina Dolzig hatte nämlich den ihr bestimmten Ehemann gern genommen. Der Hofprediger Cochlius hatte das Paar zusammengegeben, und der König für eine anständige Aussteuer gesorgt. — Zu dem Erstgeborenen hatte er Gebatterstelle zugesagt.

Pieter Höcht schmunzelte also und meinte: „Wir sind sehr zufrieden, Ew. Majestät!“

„Freut mich! Das Bild ist übrigens gut getroffen! Er kann zu Hause gehen, Pieter, Seine Frau Liebste erwartet ihn gewiß mit Sorge.“

Pieter verschwand schleunigst, der Monarch aber besichtigte auch die übrigen Porträts und setzte ihre Vorzüge dem alten Haudegen an seiner Seite in das hellste Licht, was dieser durch mehrere Briefe zu bestätigen schien.

Da trat Schröder ein, der für seinen Kollegen längst ganz in Thätigkeit gesetzt worden: „Ew. Majestät, es ist ein Unglück passiert!“

„Der König stuzte und erwiderte: „Ist der lange Glasenapp tot?“

Der lange Leutnant war seit einiger Zeit nicht merkebar erkrankt.

„Ach nein,“ gab Schröder zurück, „der Betriturm ist eingestürzt!“

„Der Kuckuck,“ meinte der König, „da muß ein neuer Turm gebaut werden! Ueber diese Pfsucherei der Baumeister!“ — Er wandte sich wieder dem General zu und sagte: „Apropos, weiß er, Anhalt, warum ich den Pieter Höcht vorhin so schnell heimgeschickt?“

„Nein, Ew. Majestät!“

„Seine Frau Liebste erwartet den Ehefegen!“

Der Alte lachte und rief: „Ew. Majestät denken doch an alles!“

Aber der König wehrte das ab: „Mon eher, allwissend bin ich nicht!“ — Se. Majestät waren sichtlich guter Laune, davon zeugten die paar Brocken Französisch, dessen er sich sonst nur sehr ungern bediente. „Nein,“ fuhren sie dann fort, „mein Leibarzt, den ich zu den Höchts schon lange geschickt, hat mich bereits vor der Parade davon benachrichtigt! So ist's, und nun soll es mich wundern, ob —“

In diesem Moment schritt die Gestalt des Leibarztes würdevoll durch die Galerie auf den König zu, der lustig rief:

„Der Wolf in der Fabel, Anhalt!“

Der Doktor grüßte unterthänigst, doch der Monarch, so hoch er sonst dergleichen schätzte, achtete kaum darauf, sondern rief:

„Nun, Herr Hofmedikus?“

Der zuckte die Achsel und entgegnete: „Der Korporal Höcht kam gerade früh genug, seinen Erstgeborenen auf den Arm zu nehmen!“

„Und?“

„Man sah es, wie gespannt der König war.“

Der Leibarzt zuckte nochmals die Achseln: „Ja, ein Junge, Ew. Majestät!“

„Und?“

Es schien dem Herrn Medikus unangenehm zu sein, die Botenschaft zu überbringen, denn zögernd führte er aus: „Ein kleines, ein Miniatur-Menschenkind, Ew. Majestät!“

„Kein Kiese?“ fragte der König überrascht.

„Leider nicht!“ gestand der Arzt.

„Seh' Er, Anhalt,“ lachte nun der König halb verlegen, „unser Herrgott läßt sich nicht in seine Schöpfung hineinwischen!“

Er hob den Blick zum Hofmedikus und sagte: „Er kann ja nichts dazu, Herr Hofmedikus; die Patenstelle übernehme ich doch, und Friedrich Wilhelm Höcht soll der Junge heißen, als ein Zei-

chen, daß der König von Preußen seiner blauen Kinder gedenkt! Und nun vorwärts, meine Herren!“

Er schritt schnell voran, und alle drei verließen die Galerie, Schröder folgte ganz verwundert nach.

### Februar.

Februar, ein rauher Gast,  
Kommt im Wintersturm geflogen:  
Schauernd bebt am Baum der Ast,  
Wo er wild vorbeigezogen.

Jugend spottet seiner gar;  
Frohgemut zu bunten Festen  
Fällt sie sorglos, Paar um Paar,  
Lichten Saal mit heitren Gästen.

Um der Menschen schirmend Dach  
Drohend kreist er mit Gebräuse;  
Lächelnd horchen sie ihm nach,  
Still beglückt in sich'rem Hause.

Denn durch ihre Herzen zieht  
Leise schon ein Lenzesahnen;  
Frühlingdrausch im Herzen glüht,  
Und — der Liebe süßes Mahnen.

Ludwig Hiesjien.



Adolf Menzel. Der gefeierte Künstler, der am 8. Dezember v. J. mit der Fülle der Jugend seinen achtzigsten Geburtstag beging, blickt nunmehr auf eine zweiundsechzigjährige Thätigkeit als selbständig schaffender Meister zurück. Er ist in Breslau geboren, wo er schon als Knabe seinem Vater bei der Anfertigung lithographischer Zeichnungen mit Talent zur Hand ging. Im Jahre 1830 siedelte die Familie nach Berlin über, wo dem Wissensdürstigen ein weiteres Feld zur Befriedigung desselben offen stand, er besuchte dort auch kurze Zeit die Akademie, verließ dieselbe aber bald, da er nach 1832 erfolgten frühen Tode seines Vaters auf eigenen Erwerb angewiesen war. Schon 1833 trat er mit sechs lithographischen Blättern von geistvoller Erfindung und eigenartiger, realistischer Formengebung unter dem Titel: „Künstlers Erdenwallen“ hervor. 1837 erschien von ihm lithographiert ein Cyclus von zwölf Blättern aus der brandenburgischen Geschichte. 1836 führte er sein erstes Oelgemälde: die Schachspieler, aus, dem 1837 die Rechtskonkultation, die Toilette und ein Weltgeistlicher und ein Mönch folgten. 1839 brachte er es bereits zu einem figurenreichen Gemälde dramatisch bewegten Inhalts, dem Gerichtstag. Das eigentliche Feld seiner Thätigkeit fand er aber erst mit den 400 Illustrationen, welche er 1839—42 zu Anglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ lieferte. Diese Zeichnungen fesseln durch Reichthum an Originalität und Humor, und gleich bewundernswert ist das dramatische Leben und die frappierende Wahrheit der Gestalten wie die historische Treue, die sich in der genauesten Beobachtung der Kostüme ausdrückt. Durch die Ausführung der Zeichnungen in Holzschnitt, welche unter seiner Ueberwachung und unter seinem Einfluß erfolgte, übte Menzel zugleich eine entscheidende Einwirkung auf die Hebung der Holzschneidekunst. Unmittelbar daran schlossen sich 200 Illustrationen zu einer von Friedrich Wilhelm IV. veranstalteten, nur zu Geschenken an hohe Personen bestimmten Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen (1843—49). In diesen Meisterwerken erschöpfte Menzel den ganzen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Inhalt des 18. Jahrhunderts. Er war fortan der berufene Maler Friedrichs des Großen, welcher in trüber Zeit durch unablässige Schilderungen des Helden und seiner Feldherren viel zur Stärkung des preussischen Volksbewusstseins beitrug. Unter seinen andere Stoffe behandelnden Bildern nehmen neben dem großen, den Einzug Heinrich des Kindes und seiner Mutter in Marburg 1247 darstellenden Karton die drei Kompositionen den ersten Rang ein, die Menzel als Transparentbilder für die Weihnachtsausstellungen im Berliner Akademiegebäude malte; es sind: Christus unter den Lehrern (1851, existiert auch als Lithographie, von Menzel selbst in der Schabmanier auf Stein gezeichnet); Christus, die Wechsler aus dem Tempel treibend (1853), und Adam und Eva (1857). Eine Frucht fünfzehnjähriger Studien war das große Bilderwerk „Die Armee Friedrichs des Großen in ihrer Uniformierung“ (1857), aus 600 kolorierten Lithographien in drei Bänden bestehend. Nur dreißig Exemplare, jedes zu 530 Thaler, sind davon abgezogen worden. Demselben ging der Holzschnittcyclus „Aus König Friedrichs Zeit“ (Berlin 1854—56, 12 Blatt, geschnitten von Kerschmar in Leipzig; neue Ausgabe, Berlin 1886) voraus. Den Gipfel der Friedrich dem Großen gewidmeten Werke bezeichnen die Oelgemälde: Tafelrunde Friedrichs II. in Sanssouci (1850), Flötenkonzert in Sanssouci (1852, beide in der Nationalgalerie in Berlin). Friedrich der Große auf Reisen (1854, in der Ravens'schen Galerie), die Huldigung der schlesischen Stände (1855, schlesisches Museum in Breslau), Friedrich der Große und die Seinen bei Hochkirch, (1856, königliches Schloß zu Berlin), Begegnung in Reife zwischen Friedrich dem Großen und Josef II., (1857), lauter Bilder, in denen sich Lebenswahrheit, poetische Konzeption, vielseitige Beleuchtung und dramatischer Effekt zu einer mächtigen Gesamtwirkung vereinigen. In dieselbe Zeit fallen die Kartons zu zwei Gestalten von Hochmeistern für das Schloß zu Marienburg (1855), das Gemälde: Blücher und Wellington bei Waterloo (1855, Berlin, Kronprinzliches Palais) und ein Album von zwölf Gouachemalereien zur Erinnerung an ein Turnier von 1829, das Fest der weißen Rose (1854, im Besitz des Kaisers von Rußland). Eine zweite Gruppe unter Menzels Werken bilden die Gemälde aus der Zeit Kaiser Wilhelms, zunächst das große Bild der Krönung in Königsberg (1861—65, Berlin, königliches Schloß; Oelstizze und Album mit Porträtstudien in der Nationalgalerie), eins seiner Hauptwerke: die Abreise König Wilhelms zur Armee (1871, Berliner Nationalgalerie), das Ballsouper (1878) und Kaiser Wilhelm, Cercle haltend (1879). In den drei letztern Bildern zeigt sich bereits ein Umschwung in Menzels Stil, der durch einen Aufenthalt in Paris (1867) veranlaßt worden ist. Er strebte fortan nach voller Tonwirkung bei pikanter Beleuchtung, wobei er die schwierigsten Probleme zu lösen versuchte, und mehr skizzenhafter Behandlung der Form. Diese neue Richtung wird be-

sonders durch folgende Selgemälde charakterisiert: Sonntag im Tuileriengarten (1867), ein Restaurant der Pariser Weltausstellung (1867), Gottesdienst in der Buchenhalle bei Aßfen (1868), Eisenwalzwerk (1875), Berliner Nationalgalerie, Hauptwerk), Prozeßion in Hofgastein (1881), Gemüßmarkt in Verona (1884). In der Zwischenzeit entstanden noch die Illustrationen zu H. v. Kleists „Zerbrochenem Krug“ (1877) und eine lange Reihe von Gemälden und Aquarellen, Landschaften, Architekturen, Interieurs, Figuren- und Tierstudien, deren Zahl sich auf etwa 400 belaufen mag. Menzel ist der universellste deutsche Maler der Gegenwart, ein Virtuose in jeglicher materieller und zeichnerischer Technik und ein Meister energievoller Charakteristik, welche sich ebensosehr auf das vorige Jahrhundert wie auf das Leben der Gegenwart erstreckt. — Er ist königlicher Professor und Kanzler der Friedenklasse des Ordens pour le mérite.

**Lisels Fröhlschoppen.** „Nach Regen kommt Sonnenschein,“ denkt sich die kleine Liesel, wenn die unangenehme Prozedur des Waschens, Anziehens und Kämmens vorüber ist, und die fürsorgliche Mutter ihr die mit lauwarmen Milch gefüllte Flasche reicht. Gar hastig wird der Kuller in den kleinen Mund gesteckt, und aus den kindlichen Augen spricht Sonne und Behagen. Erst nach dem Fröhlschoppen beginnt für die kleine Erdenbürgerin der eigentliche „Tag“; und wenn der Fröhlschoppen ohne besonderes Mißgeschick verlaufen ist, zeigt auch die übrige Zeit eitel Lust und Fröhlichkeit. *S. St.*

**Die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871.** Nach der Schlacht von Sedan wurde bei den deutschen Regierungen der Wunsch nach Einigung aller deutschen Stämme laut und war es zunächst Baden, welches die Frage nach einer festeren Einigung bei der Regierung des norddeutschen Bundes anregte und da auch Bayern den Wunsch nach Verhandlungen hierüber kundgab, reiste der Präsident des Bundeskanzleramtes, Delbrück, im Auftrag Bismarcks nach München (21. Sept.), um die Vorschläge der süddeutschen Regierungen entgegenzunehmen. Es wurden hierauf in verschiedenen Konferenzen die Forderungen der einzelnen Staaten erörtert und die Verträge abgeschlossen. — Der norddeutsche Reichstag wurde 24. Nov. wieder zusammenberufen, um den Verträgen mit den süddeutschen Staaten ebenfalls seine Zustimmung zu erteilen. Am 4. Dez. machte Delbrück dem Reichstag davon Mitteilung, daß der König von Bayern bei den deutschen Fürsten und Freien Städten beantragt habe, mit dem Präsidium des künftigen Deutschen Bundes den Titel „Deutscher Kaiser“ zu verbinden, und daß die Fürsten und Städte alle zugestimmt hätten. — Nachdem am 10. Dezember der erste und letzte norddeutsche Reichstag geschlossen worden, begab sich eine Deputation deselben von 30 Mitgliedern nach Versailles, um dem König von Preußen eine Adresse zu überbringen, welche ihn „vereint mit den Fürsten Deutschlands“ bat, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswort zu weihen. Die Deputation, geführt von dem Präsidenten Simson, der 21 Jahre früher an der Spitze der Deputation des Frankfurter Parlaments Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone angeboten hatte, ward 18. Dezember in Versailles feierlich empfangen. König Wilhelm nahm die Krone an, vorbehaltlich der formellen Kundgebung der freien Zustimmung der Fürsten und Städte. Diesen denkwürdigen Vorgang veranschaulicht unser vorstehendes Bild.



Von wem nimmt der Trompeter Abschied?

Namens Habersberger, mit einigen anderen Patrioten den vertriebenen Markgrafen Friedrich den Freigebigen unterstützen, es fehlte ihnen aber an gemünztem Gelde, deshalb liehen sie ihm einige Silberluden. *S.*

## Gemeinnütziges

**In Gährung übergegangene Früchte und Fruchtäfte sind noch zu retten,** wenn man nach dem Auskochen des Saftes etwas Zucker und pro Liter eine Messerspitze doppeltkohlensaures Natron hinzufügt. *(Obstmarkt.)*

**Kalkdüngung im Garten.** Auch im Garten empfiehlt sich eine zeitweilige Kalkdüngung, ja oft noch weit mehr als auf dem bezüglich seiner Nährstoffe meist viel weniger in Anspruch genommenen Acker. Kalk ist nicht nur ein notwendiger Nährstoff auch den Gartenpflanzen, er trägt auch in hohem Maße zur Aufschließung der im Boden vorhandenen Pflanzennährstoffe bei, bringt sie zu rascher Verwertung und bewirkt dadurch eine Beschleunigung des Wachstums der Pflanzen. Im Garten ist ein größerer Vorrat an leichtlöslichen, den Pflanzen zugänglichen Nährstoffen im Boden noch viel nötiger als auf dem Felde, da wir ja an den Garten viel höhere Ansprüche stellen, als an den Acker. Im Garten wollen wir größere Mengen Pflanzenmassen in kurzer Zeit erzielen, und dazu ist unbedingt erforderlich, daß den Pflanzen Nährstoffe in leicht löslicher Form in unbeschränkter Menge zu Gebote stehen. Daraus aber ergibt sich klar, daß im Garten eine zeitweilige Zufuhr an Kalk nicht unterbleiben sollte. Sehr zweckmäßig geschieht hier die Kalkzufuhr in Form von Thomasschlacke, indem durch diese, neben ausreichenden Mengen Kalk, zugleich die nötige Phosphorsäure, die dem Stalldung fehlt, den Gartenpflanzen geboten wird. Es gibt fast keine Gartenpflanze, die für eine solche Düngung nicht besonders dankbar wäre, und es kommt noch hinzu, daß dadurch zugleich die Beschaffenheit der erzielten Produkte wesentlich verbessert wird. Letzteres gilt namentlich auch vom Obste, und sollte man deshalb nie versäumen, auch im Obstgarten zeitweilig eine solche Düngung zu geben. Das Thomasmehl kann hier fast zu jeder Zeit gestreut werden, sowohl im Winter wie im Frühjahr beim Umgraben, wie auf einzelnen Beeten im Sommer, doch wird die späte Herbst- oder Winterdüngung in der Regel die vorteilhafteste sein. Es wird fast überall sich zeigen, daß die sehr lösliche Kalk- und Phosphorsäure-Verbindung des Thomasposphatmehls bedeutend vermehrte Pflanzenmassen zu bilden vermag. Sowohl alles Gemüse, wie sämtliche Obstbäume und Fruchtsträucher werden weit größere Erträge bringen. Nicht zu vergessen ist aber, daß, da die Kalkdüngung einen rascheren Umfah der im Boden enthaltenen Pflanzennährstoffe bewirkt, auch die Zufuhr an solchen entsprechend vermehrt werden muß, denn sonst wird Kaubbau getrieben, der bald zur völligen Entkräftung des Bodens führt. Phosphorsäure, Kalk und Stickstoff, das sind die drei Nährstoffe, welche stets in reichlichem Maße vorhanden sein müssen. *(Zeitschrift des landw. Vereins für Rheinpreußen.)*

## ALLERLEI.

**Mißverständnis.** Richter: „Angellagter, haben Sie noch etwas für Ihre Verteidigung vorzubringen?“ — Angellagter: „Nein, Herr Landrichter. Ich hatte nur einen Thaler und den hab' ich meinem Rechtsanwält schon gegeben.“

**Ludwig XV. als Diebshelfer.** Eines Tages schlich sich ein Dieb, der sich für einen Gehilfen des Uhrmachers Seiner Majestät ausgab, in das Schloß von Versailles ein, um eine schöne Wanduhr, die ausgebeßert werden sollte, herabzunehmen. Er kam ungehindert durch verschiedene Zimmer hindurch, nahm eine Handleiter und legte sie unter der Uhr an. Schon begann er hinaufzusteigen, als der König eintrat und sich über die Gefahr beunruhigte, die der Mensch lief, wenn er auf dem glatten Boden die Leiter bestieg. Er näherte sich daher dem Mann, stellte ihn wegen seiner Unvorsichtigkeit zur Rede und erbot sich, ihn zu unterstützen, als die Leiter festgestellt war. — Der Mensch nahm das Anerbieten dankend an, hing die Uhr los und nahm diese mit sich, nachdem er dem wohlwollenden Cavalier seinen Dank gesagt hatte. Der König erfuhr alsbald, daß der Uhrmacher die Uhr nicht erhalten hatte; aber er wollte nicht, daß man den Diebstahl verfolgte. „Denn ich habe ihm dazu verholpen,“ meinte er, „bin also sein Spießgeßell gewesen.“

**Silberluden.** Noch im 15. und 16. Jahrhundert, um die Zeit, als der Schneeberger Bergbau zu seinem größten Flor kam, wurde unter die Gewerbe das ausgebrachte rohe Silber im Naturzustand verteilt, und diese hatten Mähe, diese Silberluden in bares Geld umzusetzen. Infolge dessen fehlte jenen letzteres häufig zur Fortsetzung des Berg- und Hüttenbetriebes und Beschaffung ihrer übrigen Bedürfnisse, so daß sie sich schließlich genötigt sahen, ihre Silberluden auf die Messe nach Leipzig zu senden, wo sich bald Augsburg, Ulmer, Nürnberg, Frankfurter und andere Käufer einfanden, die das rohe Silber aber meist gegen Ware eintauschten. Sachsen verlor dadurch außerordentlich, bis seine Fürsten den Verkauf alles Silbers verboten und dessen Ablieferung in die Münzstätte einrichteten. Im Jahre 1298 wollte ein Bürger zu Freiberg,

fast überall sich zeigen, daß die sehr lösliche Kalk- und Phosphorsäure-Verbindung des Thomasposphatmehls bedeutend vermehrte Pflanzenmassen zu bilden vermag. Sowohl alles Gemüse, wie sämtliche Obstbäume und Fruchtsträucher werden weit größere Erträge bringen. Nicht zu vergessen ist aber, daß, da die Kalkdüngung einen rascheren Umfah der im Boden enthaltenen Pflanzennährstoffe bewirkt, auch die Zufuhr an solchen entsprechend vermehrt werden muß, denn sonst wird Kaubbau getrieben, der bald zur völligen Entkräftung des Bodens führt. Phosphorsäure, Kalk und Stickstoff, das sind die drei Nährstoffe, welche stets in reichlichem Maße vorhanden sein müssen. *(Zeitschrift des landw. Vereins für Rheinpreußen.)*

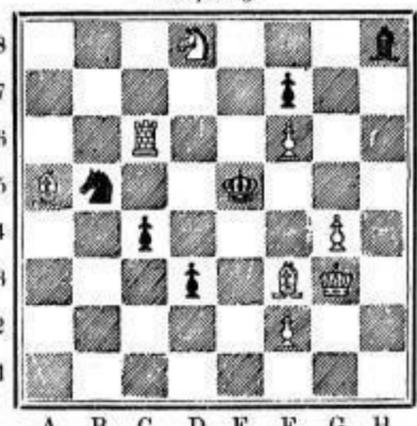
**Auflösung.**  
H  
L  
D  
H  
S  
S  
C  
F  
V  
F  
M  
S  
I  
A  
H  
t

**Hermannschlacht.**

**Schachlösungen:**  
Nr. 122. Weiß.  
1. H 4—H 5  
2. G 4—G 5  
3. H 5—H 6  
4. H 6—H 7  
5. H 7—H 8 Dame.  
6. D. H 8—G 7  
7. D. G 7 n. F 7  
8. D. G 7—A 7 ♗ gew.  
Nr. 123. D. A 3—H 3  
F 7—F 8 Spr. etc.

Schwarz.  
1. K. G 2—F 3.  
2. H 6 n. G 5.  
3. G 5—G 4.  
4. G 4—G 3.  
5. G 3—G 2.  
6. K. F 3—F 2.  
7. G 2—G 1 Dame.  
D. G 4—G 6:  
F 7—F 8 Spr. etc.

**Problem Nr. 124.**  
Von Fr. Dubbe.  
Schwarz.



Weiß.  
Matt in 3 Zügen.

**Homonym.**  
Wein Bruder ist Aurlst und löst es treulich;  
Wein Vetter, als Tourist, bestieg es neulich.  
Julius Falk.

**Logogriph.**  
Mit s fuch es in See und Fluß,  
Mit t man darin leben muß.  
E. Friedrichs in Ehrenth.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von J. A. Raschke in Schopau.  
Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von  
Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.